

schienen) ist dabei ebenso einschlägig wie die großen Stichworte Aufklärung, Romantik, Restauration usw. Daß das Genus „Gebetbuch“ (die „Leute vom Fach“ pflegen es zumeist recht schnell ins Unterholz ihres Forschungsgebietes abzulegen!) den verlässlichsten Einblick in die gelebte Frömmigkeit des Kirchenvolkes gibt, wird man selten bestritten haben; hier wird einem vorgemacht, wie es für weiter und tiefer gehende Auskünfte gut ist. – Ein rundum dankenswertes Buch, das der inzwischen gut ausgewiesenen Sammlung Ehre macht.

A. Stenzel S. J.

Lessing, Gotthold Ephraim, Werke in drei Bänden. Aufgrund der in Zusammenarbeit mit Karl Eibl, Helmut Göbel, Karl S. Gutbke, Gerd Hillen, Albert von Schimding und Jörg Schönert besorgten Werkausgabe in acht Bänden hrsg. v. Herbert G. Göpfert. München/Wien: Hanser 1982. 843/827/842 S.

Mehr als irgendein anderer Denker der Aufklärungszeit hat sich Gotthold Ephraim Lessing das bleibende Interesse aller nachfolgenden Epochen bis in die Gegenwart hinein gesichert. Um so wichtiger bleibt es, auf seine Schriften in handlichen und solide gearbeiteten Textausgaben zurückgreifen zu können.

Nachdem der Hanser-Verlag unter der hervorragenden Leitung von H. G. Göpfert bereits eine höchst anerkanntenswerte achtbändige kommentierte Edition von Lessings Schriften vorgelegt hat, liegt nun seit 1982 gewissermaßen eine „Kurzfassung“ dieser wegweisenden Ausgabe in drei Bänden vor, deren editorischer Betreuung sich der Haupthg. unter Verwendung der vorliegenden Versatzstücke angenommen hat. Das Ergebnis dieser Bemühung ist eine ebenso klug aufgebaute und ausgewählte, wie hinreichend und grundsollide kommentierte Auswahlgabe, die für zahlreiche Interessenten ihren Zweck vollauf erfüllen dürfte. Der 1. Band hat neben den Fabeln und Gedichten die wichtigsten Dramen (auch aus Lessings Frühzeit, dann aber vor allem „Minna von Barnhelm“, „Emilia Galotti“ und „Nathan der Weise“, dazu noch bedeutsame dramatische Fragmente wie z. B. „D. Faust“) gesammelt. Im 2. Band finden sich die literatur- und theaterkritischen Schriften Lessings, so u. a. die gesamte „Hamburgische Dramaturgie“, die „Briefe, die neueste Literatur betreffend“ (in geschickter Auswahl) sowie eine Reihe herausragender Rezensionen und „Rettungen“. Eine Kostbarkeit für den philosophisch wie theologisch interessierten Leser ist der 3. Band. Neben einigen wichtigen kunsttheoretischen Schriften enthält er die bedeutsamsten von Lessings theologiekritischen bzw. theologisch einschlägigen Schriften, vor allem aus der Spätzeit. Daß hier auch die (meist unterschätzte) „Palast-Parabel“ mit ihrem tiefen allegorischen Gehalt abgedruckt ist neben so bekannten Schriften wie „Axiomata“, „Über den Beweis des Geistes und der Kraft“, „Anti-Goeze“, verdient ebensolche Beachtung wie die umsichtige Anführung von Lessings kenntnisreichen „nötigen Antworten“ auf die von ihm als völlig unnötig bezeichneten Fragen des Hamburger Hauptpastors Goeze. Die Einreihung der „Erziehung des Menschengeschlechts“ unter die Rubrik „Philosophie“ wird man hingegen kritisch bewerten dürfen, hat diese doch ihren „Sitz im Leben“ innerhalb der Entgegnung Lessings auf die von ihm herausgegebenen Fragmente des Reimarus; da sie an dieser Stelle in der Ausgabe fehlt, wird man diese Anordnung aus sachlichen wie interpretatorischen Gründen eher bedauern. Doch dies wird mehr als aufgewogen durch die ebenso knappe wie informative Kommentierung in allen Bänden, das hilfreiche Namensverzeichnis zur antiken Mythologie (III, 822 ff.), die Zeittafel zu Lessings Leben und Werk (830 f.) sowie die äußerst knapp gehaltenen, gerade darum aber sehr hilfreichen bibliographischen Hinweise (837 f.).

Man wird dem Hrsg. wie dem Verlag danken dürfen für die Bereitstellung dieser ebenso griffigen wie inhaltsschweren, dazu noch angenehm aufgemachten Auswahlgabe von Lessings Schriften. Wer die Anschaffung einer größeren Ausgabe bisher scheute, hat hier nun eine gute Möglichkeit, seine Bibliothek und schließlich auch sein Wissen aus erster wie (kommentierender) zweiter Hand entschieden zu erweitern.

A. Schilson

Meier, Heinrich, *Das Apostolische Vikariat in den Sächsischen Erblanden* (Studien zur katholischen Bistums- und Klostersgeschichte 24). Leipzig: St. Benno 1981. XIV/289 S.

Wenn eine geschichtliche Abhandlung von rund 300 S. sich einen Gegenstand von solch territorialer wie zeitlicher Erstreckung (1708 bis zur Errichtung des Bistums Meissen 1921) vornimmt, tut sie es selbstverständlich unter einem eingeschränkten Gesichtspunkt: sie versteht sich als rechts- und verfassungsgeschichtliche Untersuchung. Wenn schon von da her zu vermuten steht, daß sie sich als nüchterne Lektüre erweisen würde, so wird das noch einmal verstärkt dadurch, daß Bescheidenheit und auf weite Strecken Armseligkeit die Signatur der nachreformatorisch wiedererstehenden katholischen „Mission“ – das der kirchenrechtliche Status bis zur Errichtung des Bistums – in den sächsischen Erblanden ist. 1832, immerhin über 100 Jahre nach Errichtung des Vikariats, 9892 Katholiken (= 1,2%); 1910 waren es dann 188 133 Katholiken (= 4,3%), die die wirtschaftliche Entwicklung des Landes aus Böhmen, Bayern, Schlesien, Rheinland, Westfalen angezogen hatte – Lohnarbeiter an der Grenze des Existenzminimums, wie es aktenkundig wurde bei der 1841 erstmalig erfolgten Heranziehung zur Kirchensteuer; reichlich Gelegenheit für den Bonifatiusverein, der große Wohltäter zu sein. Die Knappheit der Mittel für die Seelsorge (Gebäude, Geld) wird noch einmal durch den Priestermangel verschärft: 1910 kamen auf einen Priester 2937 Katholiken, und das in hochgradiger Zerstreuung. Auch die dem Geschichtsschreiber angemessene emotionslose Darstellung kann nicht verstellen, welch ungewöhnliches Maß des Einsatzes im Dienst, der Treue im bloßen Dabeibleiben durch diese dürren Fakten zutage tritt. In Konstellationen, die auch noch das Positive sich ungünstig auswirken lassen: das Herrscherhaus katholisch – und die vom Westfälischen Frieden her grundgelegten Beschränkungen werden eher noch penibler eingehalten; 1807 die de iure-Gleichstellung der katholischen Kirche mit der Evangelischen Landeskirche – und das de facto-Verhalten an der Basis läßt die Minderheit um so mehr unter Mißgunst und Gehässigkeit leiden. Dazu als Dauerbegleitung die stete Konfrontation mit einer omnipotenten Kultusbürokratie, die ihr Nichtwohlwollen ungeniert in der Anonymität polizeistaatlicher Korrektheit praktizieren kann. Die Belege dafür sind in ihrer Häufung und Monotonie niederdrückend und die Findigkeit erstaunlich: um jede zusätzliche Ordensfrau für das Waisenhaus ein prozedurales Hickhack, und vor der Zulassung eines neuen Stationsgottesdienstes oder der Öffnung der Schloßkapelle für alle Gläubigen umfängliche Schriftwechsel über die Zumutbarkeit eines Fußmarsches bzw. die Erschwinglichkeit einer Fahrkarte! – Beziehungsvoll und dezent wird im „Rückblick“ festgestellt, „daß die Epoche der konfessionellen Reibungen auch in Sachsen der Vergangenheit angehört“, und durch das Zitat eines zeitgenössischen Autors hindurch wird die Hoffnung so formuliert, daß „das Sich-Erinnern... auch Segen stiften (könnte), wenn man aus der Vergangenheit nur dieses Eine lernen wollte: alles Untaugliche und vor allem alles Böse unter keinen Umständen zu wiederholen“. Dem ist nichts hinzuzufügen. A. Stenzel S. J.

Urban, Josef *Die Bamberger Kirche in Auseinandersetzung mit dem Ersten Vatikanischen Konzil* (Historischer Verein für die Pflege der Geschichte des ehemaligen Fürstbistums Bamberg, Beiheft 15). Bamberg: Selbstverlag des Historischen Vereins 1982. XIX/864 S.

Die seit einiger Zeit angestoßene Erforschung der Resonanz des 1. Vatikanums auf diözesaner Ebene und damit stärker an der „Basis“, wird hier in willkommener Weise am Beispiel des Erzbistums Bamberg ergänzt. Der Bamberger Erzbischof Deinlein spielte gewiß keine herausragende Rolle auf dem Konzil und auch nicht innerhalb der deutschsprachigen Minorität. Da er zudem seine Privatpapiere aus der Konzilszeit später vernichtet hat und an persönlichen Stellungnahmen von ihm nur Randnotizen zum Handexemplar der Konstitution „Pastor aeternus“ und zur Relatio der Glaubensdeputation erhalten sind (383–86), konnte über seine Haltung nicht allzuviel Neues gesagt werden. Wichtiger aber als die Fixierung auf seine Person ist die Darstellung der Gesamtsituation des Erzbistums, die der Autor in großer Ausführlichkeit leistet. – Dabei ergibt sich, daß die eigentlich ultramontane Richtung in Bamberg vor dem Konzil erst schwach vertreten war. Die Bamberger Theologen der ersten Hälfte des 19. Jh.s betonten ganz überwiegend die organische Einheit von Papst (als „Centrum unitatis“) und Bischöfen und kannten keine persönliche Unfehlbarkeit des Papstes; dies gilt ganz besonders von dem Dogmatiker und Sailer-Schüler Friedrich Brenner (59f., 63f.), von dem jedenfalls Erzbischof Deinlein nachhaltig geprägt worden